



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 2.
Das Grossiusdenkmal

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und einer solchen Publikation unwürdig sind die biblischen Darstellungen, ein Gemisch von Nazarenerkunst und Beuroner Andachtsmalerei, als ob die große historische Kunst an Osterreich spurlos vorübergegangen wäre. Wollte man etwas österreichisches geben, so hatte man besseres, z. B. Führich! Überhaupt will es uns dünken, als hätte man in den historischen Abteilungen nicht alles auf die nicht sehr ergiebige Erfindung des einzelnen zufälligen Zeichners ankommen lassen und dafür lieber das gut Erfundene aus frühern Zeiten mehr benutzen sollen. Dann wären so nichts sagende Blätter vermieden worden wie die Kreuzfahrer oder Rudolf von Habsburg und Kaiser Maximilian (dessen Büste allerdings nach Dürer genommen ist). Vor dreißig Jahren sah man in Deutschland mit Neid auf die kunstreiche Stadt Wien. Heute haben wir besseres, als dieses von dem Unterrichtsministerium den Schulbehörden empfohlne Werk, und zwar vielerlei, von den prächtigen Hirthschen Bilderwerken an bis herab zu den bescheidenen, vortrefflichen Bilderatlanten des Bibliographischen Instituts. u. p.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

2. Das Grossiusdenkmal



ie Pietät ist bekanntlich die Mutter der Humanität. Der Mensch ehre das Geschlecht, auf dessen Schultern er steht, er ehre seine großen Toten. Welche Fülle von Kunst und Wissenschaft hat uns nicht die Vergangenheit hinterlassen! Nun würde es allerdings zuviel verlangt sein, alle diese Werke der Vergangenheit zu lesen oder zu verstehen; was man aber billigerweise erwarten kann, ist, daß das jetzt lebende Geschlecht wenigstens die Namen seiner großen Männer wisse, behalte, mit Ehrfurcht ausspreche und durch Gedenktafeln unsterblich mache.

Zieh'n wir alles das in Betracht, so können wir uns nicht wundern, daß in Tschepplitz, einer durch Bildung, Bürgerfinn und Vergangenheit ausgezeichneten Stadt, den Männern, die einst als Künstler, Gelehrte und Stadthäupter zu dem Ruhme und Wohlstande der Stadt beigetragen haben, ein dankbares Gedächtnis bewahrt wird, und daß kein Fremder die Stadt besucht, ohne daß man ihm das Grossiushaus in der Krummen Gasse oder das Heinrich Schulze-Denkmal auf der Promenade oder die Gedenktafel für August Veim, einen Dichter aus dem Kreise des Hainbunds, gezeigt hätte. Leider verfügt man in Tschepplitz nicht über Namen ersten Ranges — wo sollten die auch alle herkommen —, aber ist man den Mitstrebenden

zweiten Ranges nicht auch Dank schuldig? Und was Andreas Grossius anbetrifft, so dürfte dessen Name der musikalischen Welt bis über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt sein. Ist er doch der Komponist vieler schwieriger und gelehrter Fugen und Kantaten und eines leider verloren gegangnen Oratoriums: David und Goliath. Dieser Andreas Grossius war, wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, Hofmusikus im Dienste Augusts des Starcken, bis er wegen einer zu derb gerathnen Ohrfeige Seiner Majestät gekränkt und für sein Leben zitternd bei Nacht und Nebel Dresden verließ. Er wurde in Tscheiplitz Organist an Sankt Martini und entschlief gottselig im Jahre 1743, betrauert von sieben Söhnen, zwei Töchtern und zahlreichen Enkeln. Sein Grab soll an der Südseite der Martinikirche gelegen haben. Später ist davon nichts mehr zu finden gewesen. Auch die Erinnerung an seine musikalische Bedeutung würde Schaden gelitten haben, wenn nicht der unermüdlche Musikdirektor Maue im Ratsarchiv einige Festkantaten gefunden, umgeschrieben und veröffentlicht hätte. Eine von ihnen, eine Weihnachtskantate: „Susu, lieb Jesulein“ ist auch kürzlich im Oratorienverein aufgeführt worden. Die Urteile waren geteilt. Die Sänger, die sich ein halbes Jahr damit gequält hatten, fanden sie sehr schön und fast von Bach'scher Großartigkeit, die Zuhörer waren weniger erbart und wollten nichts darin finden. Mag sich dies nun verhalten, wie es wolle, jedenfalls bedeutet der Name Andreas Grossius ein Ehrenblatt in dem Kranze von Tscheiplitz, um das andre Städte mit Fug und Recht neidisch sein können.

Vor einiger Zeit beschloß der Gemeindefkirchenrat in der Martinikirche Heizung anzulegen. Dazu mußte an der Südseite der Kirche, und zwar im Innern, eine tiefe Grube ausgeworfen werden. Als man die Steinplatten des Fußbodens aufhob, fand man auf der Unterseite einer dieser Platten das Brustbild eines Mannes in großer Perücke, but nicht mehr erkennbaren Gesichtszügen. Das Steinbild hatte offenbar früher bildaufwärts am Boden gelegen, und vieler Menschen Füße waren darüber hingewandelt. Die rechte Hand war emporgehoben und hielt ein Tuch, die linke ruhte auf einem offenen Buche. Darunter war die Inschrift zu lesen: Andreas Grossius obiit aetatis LXII anno Dei 1743. Damit war das lange vermißte Grab Grossii gefunden. Der aufgedeckte Stein war das Epitaph, und der Meister war darauf dirigierend dargestellt, das Dirigententüchlein statt des Taktstocks in der Hand, wie das früher Sitte war.

Das Gerücht des großen Ereignisses durchheilte die Stadt. Sogleich versammelte sich das geistliche Ministerium, der Herr Musikdirektor Maue und andre hervorragende Personen. Man stand flüsternd im Kreise um die Grube und schaute mit Spannung, ja mit innerer Bewegung und dem Bewußtsein, einen geschichtlichen Augenblick zu erleben, zu, wie die Arbeiter fortfuhren zu graben. Sie räumten einigen Schutt beiseite und trafen dann auf einen Steinsarg. Der Deckel wurde mit aller Vorsicht abgehoben, man fand ein wohl erhaltenes Gerippe, die sterblichen Reste eines großen Mannes. Jetzt wurde auch ein Schädel heraufgereicht, jetzt noch ein zweiter und noch ein dritter. Himmel, höre auf zu segnen. Du giebst des Guten zuviel.

Was nun machen? Man beschloß, Sarg und Inhalt herauszunehmen, die kostbaren Reliquien dem Küster auf die Seele zu binden und das übrige der öffentlichen Diskussion zu überlassen.

Natürlich fand sich am nächsten Tage im „Lokalen“ des Tageblatts die erfreuliche Mitteilung, daß das längst gesuchte Grab des Andreas Grossius, des berühmten Organisten der Martinikirche, gefunden worden sei. Dann folgten eine ausführliche Beschreibung des Vorgangs und der Ausdruck der Erwartung, daß die

Stadt ihrer Ehrenpflicht eingedenk sein und ihrem großen Mitbürger eine würdige Ruhestätte bereiten werde.

Ein solches „Eingesandt“ kann niemals ohne Entgegnung bleiben, und so brachte denn die nächste Nummer die in etwas spöttischem Tone gehaltne Bemerkung, daß man nichts dagegen habe, wenn aufgefundenne Gebeine in würdiger Weise beigelegt würden, daß es aber doch recht zweifelhaft sei, ob die aufgefundennen alten Knochen die eines Grossius seien. Jedenfalls stehe fest, daß dieser gelehrte Organist, mochte er auch ein noch so großer Denker gewesen sein, keine drei Köpfe gehabt haben könne. Es dürfte einigermassen schwierig sein, den echten Kopf zu finden, und am Ende sei es auch gleichgiltig, welches der echte oder unechte Schädel sei. Man solle alles nur ruhig wieder vergraben.

Die letzten Bemerkungen verursachten eine mißbilligende Abwehr, in der gesagt wurde, glücklicherweise sei die Pietät der Stadt noch nicht auf das Niveau des Einsenders hinabgesunken.

Darauf mischte sich ein neuer Ungenannter in die Diskussion. — Man habe es unterlassen, die Wissenschaft bei vorliegender Frage in Betracht zu ziehn. Die Wissenschaft löse alle Siegel, sie werde, wenn sie mit der Aufgabe betraut werde, auch festzustellen wissen, welcher der drei Schädel für den von Grossius in Anspruch zu nehmen sei. Denn es seien glücklicherweise Anhaltspunkte vorhanden, auf denen eine wissenschaftliche Untersuchung fußen könnte. Es existiere eine Silhouette von Andreas Grossius, die, soweit Einsender sehe, echt sei. Ebenso seien noch die Perücke und die Brille des Meisters vorhanden. Diese Stücke, die sich im Besitze des Altertumsvereins befänden, und die bestimmt seien, den Grundstock zu einem Grossiusmuseum zu bilden, würden nach dem Ermessen des Einsenders hinreichen, die Frage der Echtheit des Schädels zu entscheiden. Es komme nur darauf an, daß sich ein Mann fände, der sich der Aufgabe mit Sachkenntnis unterziehe.

Der Mann fand sich. Es war der Verfasser eben dieses letzten Eingesandts.

Einige Zeit darauf verriet Frau Justizrat Blanke in einem Kaffee, was eigentlich noch verborgen bleiben sollte, daß sich ihr Schwager Böhnhausen, er war Professor an der benachbarten Universität, die Schädel, die Silhouette, die Perücke und Brille habe kommen lassen, und daß nächstens Überraschungen zu erwarten stünden. Nicht lange darauf erklangen im Tageblatte große Töne über eine eminente wissenschaftliche Leistung: Der richtige Schädel des Andreas Grossius sei gefunden. — Herr Professor Böhnhausen, dem diese Entdeckung zu danken war, hatte eine wahrhaft geniale Methode erfunden. Er hatte von der Silhouette eine photographische Aufnahme auf Glas herstellen lassen, desgleichen von den Profilen der drei Schädel. Darauf hatte er mit Hilfe eines Skioptikons Silhouette und Schädel über einander auf eine Plane projiziert, und siehe, der Schädel A, der von vornherein für den des Grossius angesehen wurde, deckte genau. Leider mußte hinterher festgestellt werden, daß die beiden andern Schädel auch deckten. Hierdurch würde allerdings das gewonnene erfreuliche Resultat in Frage gestellt worden sein, wenn die Fündigkeit des Herrn Professor nicht einen neuen Beweis beigebracht hätte. Er füllte die Höhlungen der Schädel mit Erbsen und wog diese. Es ergab sich für

Schädel A	1250,3479	Gramm	Erbsen
„ B	1178,0055	„	„
„ C	1099,1401	„	„

Die Genauigkeit des Resultats ergibt sich aus der vierstelligen Dezimalziffer. Demnach ist Schädel A, der das schwerste Gehirn enthielt, der des gelehrten Kompo-

nisten. Aber auch damit noch nicht zufrieden, probierte der Herr Professor auch Perücke und Brille dem Schädel A auf. Sie paßten beide vollkommen. Somit hatte die Wissenschaft eine scheinbar unlösliche Aufgabe gelöst. Sie hatte die Authentizität des Schädels von Andreas Grossius festgestellt, sie hatte der Kunst die Unterlage geboten, die Züge des unvergeßlichen Meisters wieder herzustellen. Dieser letzten Aufgabe unterzog sich August Bierling, ein junger und talentvoller Bildhauer und Schüler von Begas, der gerade nichts zu thun hatte. Er modellierte mit Hilfe des Schädels, der Silhouette und des abgetretenen Leichensteins eine Büste von Andreas Grossius, der man den Vorzug der Ähnlichkeit um so weniger absprechen konnte, als man ja nicht wußte, wie Grossius eigentlich ausgesehen hatte.

Um den Eindruck zu vervollständigen wurde in den Räumen des Kunst- und Altertumsvereins am Todestage des Meisters eine Grossiusausstellung veranstaltet. Hier war in stimmungsvoller Umgebung aufgebaut das Skoptikon, die Leinwandplane, die Glasphotographien, die Schädel A, B, C in Gipsabgüssen, die Silhouette, die Erbsen, die Perücke, die Brille und die Büste von der Hand August Bierlings. Diese Ausstellung mußte natürlich jedermann sehen, und jedermann mußte darüber seine Meinung äußern. Es ist nicht zu verwundern, daß die Meinungen und Ansichten weit aus einander gingen. Was die Büste anbetraf, so wurde sie vielseitig bewundert, und aus den Zügen des Antlitzes wurde mit Leichtigkeit die ganze Meisterschaft herausgelesen, die Grossius gehabt haben soll. Nur darüber war man uneins, ob das Gesicht mit Rücksicht auf die Andeutungen der Grabplatte zu dick oder zu dünn geraten sei. Die Diskussion wurde im Tageblatte fortgesetzt und gewann dort sehr an Schärfe. Es ist verdrießlich, wenn der Deutsche, statt sich einfach dem Machtsprüche der Wissenschaft zu beugen, überall seine eigne Ansicht haben will. Ein Herr Q ging in seiner zerfetzenden Kritik soweit, alles anzuzweifeln, die Echtheit des Schädels, denn bei einer Methode, wie sie hier angewandt worden sei, könne man alles beweisen, die Echtheit des Gerippes, denn die Beckenknochen seien auffallend breit und ließen eher auf eine alte Frau schließen, und selbst die Echtheit der Silhouette, denn die Mode der Silhouette sei erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen, und vielleicht stelle das vorliegende Bild gar nicht Andreas Grossius den Ältern dar, sondern Andreas Grossius den Jungen, den fünften Sohn des alten Grossius.

Hierauf wurde von verschiedner Seite mit Nachdruck geantwortet: Herr Q sei sattfam als nörgelnder Besserwisser bekannt, man werde sich nicht wundern, wenn er nächstens auch die Echtheit des Epitaphs bestreite. — Herr Q beweise, daß er wenig in der Kunstgeschichte bewandert sei, sonst müßte er wissen, daß schon in Dürers Projektionslehre eine Anleitung zum Zeichnen von Silhouetten enthalten sei. Und wenn auch die fragliche Silhouette von Grossius dem jüngern herrühren sollte, so bliebe immer noch die Familienähnlichkeit als Beweismittel übrig. — Herr Q habe den Versuch gemacht, die Echtheit des Skeletts in Zweifel zu ziehen. Wenn auch zugegeben werden müsse, daß die Beckenknochen etwas stark seien, so komme das doch auch bei Männern vor und erkläre sich bei Grossius in natürlichster Weise aus seinem Organistenberufe. Denn durch das fortgesetzte Pedalspielen hätten sich die untern Extremitäten kräftiger ausbilden müssen.

So spann sich der Streit einige Monate hin, bis das öffentliche Interesse mehr und mehr erlosch. Nur in den näher beteiligten Kreisen glühte die Grossiusfrage weiter. Da kam die Angelegenheit von neuem in Fluß, als die Kirchenheiligung vollendet war und von einer Kommission abgenommen wurde. Hierbei fragte man auch nach dem Epitaph und den Gebeinen von Grossius. Die Gebeine

lagen in einer Kiste in der Balgenkammer, und die Grabplatte in einem Winkel des Turms. Man hatte sie beim Transport fallen lassen, und sie war in drei Stücke zerbrochen. Dies erregte großes Argernis. Sogleich erschien ein Aufsatz im Tagesblatte, worin im Tone lustschnappende Entrüstung die Pietätlosigkeit der Kirchenverwaltung gegeißelt und die Entweihung ehrwürdiger Reliquien bejammert wurde. Sogleich trat ein Komitee zusammen, dem die angesehensten Männer der Stadt, natürlich auch Herr Musikdirektor Maue und Herr Justizrat Blanke angehörten.

Dieses Komitee begann seine Thätigkeit mit dem feierlichen Beschlusse, daß die aufgefundenen Gebeine die echten Gebeine von Andreas Grossius seien, daß diese an einer geeigneten Stelle der Kirche beizusetzen seien, und daß man die zerbrochne Grabplatte durch eine neue, aber im Stile der alten zu haltende, zu ersetzen habe. Dies genügte jedoch Herrn Justizrat Blanke nicht. Wofür hat man denn seine großen Männer? Doch um sie zu ehren, das heißt in ihrem Namen Sammlungen zu veranstalten, Unternehmungen zu beginnen, zu debattieren und zu dirigieren. Ein großer Mann ist wie ein großer Baum, auf dem viele kleine Vögel ihre Nester bauen. Demnach wurde also beschloffen unter Vermittlung von Rudolf Mosse in einer Anzahl großer Zeitungen Aufrufe drucken zu lassen, in denen Gaben zur Herstellung einer würdigen Begräbnisstätte für Andreas Grossius erbeten wurden. Hierzu wurde das Komitee sehr erweitert. Jeder, der zwanzig Mark oder darüber gezeichnet hatte, wurde ins Komitee aufgenommen, und die lange Reihe von Namen unter dem Aufrufe machte sich überaus feierlich. Dies hatte zur Folge, daß die schon gesammelten Gelder für die Annoncen wieder ausgegeben wurden. Doch das schadete nichts. Eine große Sache darf nicht in kleinlicher Weise, sie muß in großem Stile behandelt werden.

Leider gab die Büste Grossii, die August Bierling gearbeitet hatte, Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten auch zwischen den maßgebenden Personen des Komitees. Den einen war das Gesicht, mit Rücksicht auf das allerdings nicht klar erkennbare Bild der Grabplatte, zu dick und den andern zu dünn. Nur über das Profil war man einig, da es ja durch die Silhouette festgelegt war. In schöner Selbstverleugnung verzichtete der Künstler auf die Ausführung seines Werks und überraschte eines Tags das Komitee mit einem neuen Entwurf, einem Relief nach der Art der ursprünglichen Grabplatte. Grossius, von hinten gesehen, sitzt vor der Orgel auf der Orgelbank, den Kopf seitwärts gewandt und über die Schulter singend in einer Bewegung, die in glücklichster Weise der Natur abgelauscht war. Denn genau so macht es auch der gegenwärtige Kantor Schmidt noch heute, wenn er zur Unterstützung des Tenors oder des Basses von der Orgel aus dazwischen singt. Darunter sollte eine angemessene Inschrift kommen. Nicht die alte; vielmehr mußte von einem klassischen Philologen eine so klassische Inschrift verfertigt werden, als habe Grossius zu Zeiten Ciceros gelebt. Im übrigen gefiel der Entwurf ganz ungemein, und man stellte mit Genugthuung fest, daß bei dieser Auffassung sowohl die Silhouette als auch die starke Bildung der Beckenknochen zu ihrem vollen Rechte kamen.

Hierbei darf nicht bemängelt werden, daß es eigentlich nur drei bis fünf Personen waren, die im Namen des großen Komitees thätig waren. Für alle Sitzungen eine so große Körperschaft zusammenzubringen, von der viele nicht einmal in Tscheiplitz wohnten, war kaum möglich; es war auch nicht einmal nötig. Man konnte ja annehmen, daß die Sache in den allerbesten Händen sei, und daß man also nicht nötig habe, sich um jede Einzelheit zu bekümmern. Wenn es zur Einweihung oder zum Festmahle kam, war es ja Zeit genug, sich wieder herbeizufinden.

Unter den fünf Getreuen herrschte nun wieder Herr Justizrat Blanke, einesteils als der Schwager des berühmten Mannes, dem die Welt die Feststellung der Echtheit der Gebeine eines Grossius verdankt, andernteils, weil Herr Kirchenrat Möbius, der der eigentliche Vorsitzende war, durch Alter und Arbeitslast verhindert wurde, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen.

Das Komitee beschloß also, den Entwurf anzunehmen und die Ausführung August Bierling zu übertragen, obwohl die Sammlung bis jetzt kaum tausend Mark eingebracht hatte, und weitere Beiträge recht spärlich flossen. Das Grabdenkmal sollte dann an der Wand des Chors links vom Altar aufgestellt werden.

Aber hiergegen wurde in den kirchlichen Kreisen der Gemeinde und von maßgebenden Personen der Stadt Widerspruch erhoben. Es sei unstatthaft, und es verlege das religiöse Empfinden der Gemeinde, neben dem Altare ein Bildnis zu errichten, das dem Altare den Rücken zuehrene. Man müsse darauf bestehen, daß die Grabplatte an einer andern Stelle aufgestellt werde, oder daß man den Entwurf fallen lasse und zu dem Brustbilde der Grabplatte zurückkehre. Einzelne gingen so weit, auch den letzten Vorschlag zu bemängeln und zu verlangen, daß außer den Bildern biblischer Personen keine Bilder in den Kirchen geduldet würden.

Das Komitee kam in Verlegenheit. Man konnte doch nicht seinen Auftrag zurückziehen, man konnte auch nicht verlangen, daß der Künstler nochmals seinen Entwurf ändere. Man konnte sich aber auch nicht dazu entschließen, das Bildwerk in den dunkeln Winkel unter die Orgel zu stellen. Das wäre eines Grossius, wie auch derer, die es unternommen hatten, sein Gedächtnis zu ehren, unwürdig gewesen. Denn wenn dieser gottbegnadete Künstler auch nicht gerade einen Platz auf dem Altar beanspruchen konnte, so war doch auch er der Gegenstand einer Art von Kultus und konnte also einen Ehrenplatz in der Kirche beanspruchen.

Meine Herren, sagte Herr Professor Böhnhausen, der in der fraglichen Komitee-setzung anwesend war, warum wollen wir denn das Epitaph überhaupt in der Kirche aufstellen? Die Kirche, meine Herren, ist der Versammlungsort eines minimalen Bruchteils des Volks, in der modernen Welt doch nur eine entlegne Stelle. Die Kunst ist das Eigentum des ganzen Volks, auch derer, die es aufgegeben haben, in die Kirche zu gehn. Das Bildwerk würde, soweit ich sehe, von viel segensreicherer Wirkung sein, wenn es an der äußern Kirchenwand errichtet werden würde. Es würde betrachtet werden vom Gebildeten wie vom Manne aus dem Volke. Meine Herren, öffentliche Kunstwerke bedingen die sittliche Erziehung des Volks. Das in voller Öffentlichkeit errichtete Denkmal Grossius würde das jetzt lebende Geschlecht antreiben, dem Beispiele des einst lebenden großen Mannes nachzueifern. Und so dürfte nach meinem Ermessen das Epitaph an keinem andern Orte errichtet werden, als in der Nähe seiner ehemaligen Begräbnisstätte — außen an der Kirche.

Diese Worte wirkten wie eine befreiende That. Ja so war es das richtige. Man löste sich von der Bevormundung der Kirchenvorstände und der kirchlichen Kreise, man trat hinaus in die Sonne der Öffentlichkeit und erwies damit der Stadt und der Bürgerschaft einen Dienst. Denn es leuchtete doch ein, daß das Grossiusdenkmal als Sehenswürdigkeit eine größere Zugkraft ausüben würde, wenn es auf freiem Platze stünde, als wenn es, in geschlossenem Kirchenraume stehend, nur gegen ein Trinkgeld für den Herrn Küster zu besichtigen gewesen wäre. Man war ja nun auch nicht mehr an die Grabplatte gebunden, sondern konnte einen figurenreichen Aufbau ausführen lassen — wenn die Mittel ausreichten.

Aber die Mittel reichten nicht einmal hin, das ursprüngliche Projekt auszuführen. Trotz vielfacher Anregungen wollte sich das Interesse für Andreas Grossius

nicht heben. Besonders hatte man Grund, sich über eine große Laueheit der welttern deutschen Kreise zu beklagen, die die Sache so ansahen, als ob Grossius nur für Tscheiplitz gelebt und komponiert hätte. Schon dachte man an Schneeballkollekten, Bazare und Verlosungen, da eröffnete sich für die Vollendung des Denkmals ein neuer Weg.

Es gab eine Sankt-Martini-Brunnen-Stiftung, das heißt ein Kapital und einen Entwurf für einen auf dem Martiniplatze zu errichtenden Brunnen. Das Kapital aber reichte für den Entwurf nicht aus, und der Entwurf war auf den Widerstand der städtischen Behörden gestoßen, die einwandten, der projektierte Brunnen sei für den Platz zu groß, und überhaupt könne im Interesse des Verkehrs nicht zugegeben werden, daß in der Mitte des Martiniplatzes ein Verkehrshindernis aufgestellt werde. Auch sei, da ja die Stadt mit Wasserleitung versehen sei, ein öffentlicher Brunnen als ein öffentliches Bedürfnis nicht anzuerkennen. Dieser Bescheid hatte die Kritik der Presse und den Unwillen der Bürgerschaft herausgefordert. Denn einerseits gehört es zu den unveräußerlichen Bürgerrechten, mit dem unzufrieden zu sein, was die hohen städtischen Behörden anzuordnen belieben, und andererseits konnte man es nicht begreifen, wie man bei Monumentalwerken, also auch bei einem Monumentalbrunnen überhaupt nach einem Zwecke oder einem Bedürfnisse fragen könne. Aber alle Erörterungen und Gegengründe hatten nichts geholfen, die Entscheidung war aufrecht erhalten worden. Das Kapital war tot liegen geblieben, und die ganze Angelegenheit war in Vergessenheit geraten. Als nun das Komitee auf Rettung sann, verfiel ein Mitglied auf die Martini-Brunnen-Stiftung. Wenn man beide Projekte mit einander verbinden konnte, so war beiden Teilen geholfen.

Herr Justizrat Blanke nahm die Sache in seine geschäftsgeübten Hände, verhandelte mit dem Kuratorium der Martini-Brunnen-Stiftung, mit den städtischen Behörden und dem Kirchenrate zu Martini und brachte nach langen Bemühungen einen Vertrag zu stande, dessen hauptsächlichste Bestimmungen folgendermaßen lauteten:

1. Dem unter dem Namen Martini-brunnen projektierten monumentalen Brunnen wird der Namen Grossiusbrunnen beigelegt.
2. Der vorgedachte Brunnen erhält seinen Stand an der Südseite der Martini-kirche und lehnt sich mit seinem Hinterteile an besagte Wand zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler an.
3. Innerhalb einer angemessenen architektonischen Umrahmung findet hier das Relief des Grossiusdenkmals, Andreas Grossius vor seiner Orgel sitzend, seine Aufstellung.
4. Die Orgelbank wird jedoch beseitigt, und Grossius erhält seinen Sitz auf einem Delphinkopfe, aus dessen Maule das Wasser des Brunnens fließt.
5. Auf dem Rande des Brunnenbeckens sitzt rechts die lebensgroße Figur des heiligen Martinus, links diejenige der heiligen Cäcilie.
6. Die Kosten werden aus der vereinigten Kasse bestritten.

So wäre denn ein rühmenswertes Werk nach langen, mühsamen Verhandlungen zu einem glücklichen Ende gebracht, dem berühmten Mitbürger von Tscheiplitz wäre ein Denkmal gesetzt, und Tscheiplitz hätte damit eine Ehrens Würdigkeit und einen Anziehungspunkt für Fremde mehr erhalten. Es kann sich zu der aufopferungsvollen Arbeit seiner Bürger, die dieses Werk unternommen und gesichert haben, beglückwünschen.

* * *

Erster Nachbericht. Wer hätte gedacht, daß das mit so viel Sachkenntnis und Umsicht beinahe unter Dach gebrachte Grossiusdenkmal noch vor seiner Errichtung umgestürzt werden würde. Und daran ist niemand anders schuld als Herr Q, hinter welchem Zeichen sich, wie jedermann weiß, Herr Professor Ohnecamp verbirgt. Wir wollen aber auch zugeben, daß es ein Fehler war, Herrn Professor Ohnecamp nicht von vornherein zum Komitee heranzuziehen und an der Angelegenheit durch Mitarbeit zu interessieren. Genannter Herr ergriff also das Wort im Tageblatte, teilte den Verlauf der Verhandlungen und den gegenwärtigen Stand der Denkmalsfrage mit und schloß: So weit wären wir also. Wenn jetzt nicht die unsterblichen Götter noch ein Einsehen haben und mit Blitz und Donner dazwischen fahren — obwohl es Dinge giebt, gegen die auch sie vergeblich kämpfen —, so werden wir demnächst in Tscheiplitz — nicht ein Grossiusgrabmal, nicht ein Grossiusdenkmal, sondern einen Grossiusbrunnen haben. Ich habe nichts gegen monumentale Brunnen, wenn man Geld und Platz dazu hat, gewähre auch volle Freiheit in der Wahl einer Gottheit aus dem Olymp oder eines Heiligen aus dem Christenhimmel für das Postament, nur den guten alten Grossius hätte man in Ruhe lassen sollen. Man hätte seine durch das Komitee für heilig erklärten Knochen unter einer schlichten Grabplatte beisetzen sollen. Oder wenn es durchaus ein Denkmal sein soll, so hätte ein Profilporträt in Medaillonform auf einer dunkeln Marmorplatte hingereicht. Aber was soll der Unglücksmanu außerhalb der Kirche? was soll Grossius auf einem Brunnen? Warum reitet er auf einem Delfin? Soll er einen Arion unter den Organisten darstellen? Man hätte in diesem Falle besser gethan, einen Walfisch als Unterlage zu nehmen, da von einem Delfin nicht zu verlangen ist, daß er außer dem Organisten auch noch die Orgel trägt. Und was haben Sankt Martin und Sankta Cäcilia auf dem Brunnenrande zu thun? Es ist von dem einen als Kriegsmann und von der andern als Musikantin nicht bekannt, daß sie eine besondere Vorliebe für Wasser gehabt hätten. Wir fürchten, daß man auf dem Wege ist, unser gutes Tscheiplitz um eine neue, qualifizierte Geschmacklosigkeit zu bereichern.

Ein solcher „hinterlistiger und brutaler Überfall“ durfte natürlich nicht ohne Erwiderung bleiben. Herr Justizrat Blanke setzte sich auf sein höchstes Roß und schrieb: Ein gewisser Herr Q, der schon öfter seine Freude daran gehabt habe, einer guten Sache Hindernisse zu bereiten, habe die Nummer 217 des Tageblatts zur Ablagerungsstätte seines Unmuts darüber gemacht, daß nicht er, sondern andre Leute etwas rühmenswertes zu stande gebracht hätten. Er könne dem Herrn Anonymus nicht den Vorwurf ersparen, in zahlreichen Fällen Thatfachen unrichtig dargestellt zu haben, während er doch verpflichtet gewesen sei, sich von der Richtigkeit seiner Angaben vor ihrer Veröffentlichung zu überzeugen. Nicht er, der Justizrat, sondern Herr Kirchenrat Möbius sei der Vorsitzende des Komitees, nicht von hiesigen Mitgliedern, sondern von Herrn Professor Böhnhausen sei die Idee ausgegangen, das Denkmal aus der Kirche zu verlegen, nicht an beliebiger Stelle solle es errichtet werden, sondern an der Außenwand an der Stelle, wo an der Innenwand das Grab gelegen hätte. Über Geschmackssachen lasse sich nicht streiten, und es müsse dem gefunden Sinne der Bürgerschaft überlassen bleiben, ob sie dem Kunstverständnisse eines Professor Böhnhausen und eines Bildhauer August Bierling oder dem eines anonymen Herrn Q Glauben schenken wolle. Aber dagegen müsse ernstlich Protest erhoben werden, daß Tscheiplitz als ein künstlerisches Schilda dargestellt werde, wo Geschmacklosigkeiten an der Tagesordnung seien.

Justizrat Blanke
 In einer der nächsten Nummern las man unter der Überschrift: „Nochmals der Grossiusbrunnen“: Herr Justizrat Blanke hat meine sachlichen Erörterungen

mit persönlichen Angriffen beantwortet. Ich unterlasse es, ihm auf diesem Wege zu folgen, sondern wiederhole nur meine in Nummer 217 gestellte Frage: Ist es geschmackvoll, den alten Andreas Grossius auf die Straße zu setzen und auf einem Delfin reiten zu lassen, und bemerke, daß dies mein letztes Wort in dieser leidigen Angelegenheit ist.

Professor Dhnecamp

Darauf folgte „noch ein letztes Wort“: Herr Professor Dhnecamp hat es nicht für nötig gehalten, eine Korrektur seiner Irrtümer vorzunehmen. Er überhebt mich damit der Verpflichtung, mich mit ihm und seinen „Geschmacksverirrungen“ weiter zu beschäftigen. Dies ist ebenfalls mein letztes Wort. Justizrat Blanke

Die letzten Worte, die in dieser Sache geredet wurden, waren diese letzten Worte nun freilich noch lange nicht; vielmehr spann sich der Streit noch endlos weiter. Als die allerletzten Worte geredet wurden, war der Grossiusbrunnen so gut wie tot, und als in der „Altkia“ an einem Maskenabende Andreas Grossius, einen Leierkasten spielend und auf einem Hering reitend, von Sankt Martinus und Sankta Cäcilia unter großem Gelächter durch den Saal kutschiert wurde, da war er mausetot.

* * *

Zweiter Nachbericht. Wieder ist eine überaus glückliche Idee aufgetaucht und diesmal auch zum guten Ende gebracht. Man hat das für den Denkstein gesammelte Geld zur Errichtung eines Grossiusmuseums verwandt. Das in der Krummen Gasse stehende Grossiushaus ist in den Besitz der Stadt übergegangen. Die Einrichtung der Räume zu einem Museum hat das Grossiuskomitee übernommen. Demnach hat man zunächst durch Majoritätsbeschluß das Zimmer rechter Hand vom Eingang zum Arbeitszimmer des Komponisten erklärt. Darauf hat man mit großer Vorsicht den Kalk von der Wand gekratzt und ist dabei auf sieben verschieden gefärbte Schichten gestoßen. Man bestimmte die unterste grüne Farbschicht als den Originalanstrich des Zimmers. Es wurde also grün gestrichen. Die Türen, Fenster und Möbel wurden im Stil von 1743 erneuert. Ein altes, aus dem Besitze einer altanässigen Bürgerfamilie stammendes Spinett wurde in das Zimmer gestellt. Einige alte Kupferstiche, darunter ein verräuchertes Bild der Martinikirche, wurden an die Wand gehängt. Ferner wurden ausgestellt die Silhouette von Andreas Grossius, die drei Gipsabgüsse der drei Schädel, die Brille, die Perücke, die Büste von August Bierling und die Kantate Susu, lieb Jesulein. Da diese Gegenstände den Raum nicht genügend füllten, so wurde dem Volksbildungsverein erlaubt, seine Bibliothek einstweilen mit hineinzustellen.

* * *

Dritter Nachbericht. Die alte Grabplatte ist wieder zusammengesiekt und an geeigneter Stelle errichtet worden. Sie sieht zwar nicht sehr schön aus, es ist aber besser als gar nichts.

